

# IM SPIEGEL DER ZEIT

## Kirche und Kunst im Gespräch

Kirche und Kunst – das ist mehr, als nur einer unter vielen Themenbereichen der (Pastoral-)Theologie. Dieser Fragekreis ist vielmehr symptomatisch und damit indikatorisch für den Umgang der Kirche mit Althergebrachtem wie Brandneuem gleichermaßen. So eng wie Kunst und Kirche über Jahrhunderte hin miteinander in Kontakt standen, so weit sind sie – nicht unbedingt hinsichtlich ihrer Inhalte, wohl aber im Blick auf ihre Ausformungen, auf die „Räume“, in denen sie stattfinden – heute offenkundig voneinander entfernt.

Ein geographischer Punkt, an dem Kirche und Kunst sich ebenso begegnen wie aufeinanderprallen, ist – neben anderen Städten, aber doch vielleicht auch in besonderer Weise vor diesen – Köln. Eine alte – kirchlich gebundene – Kunsttradition kommt dort mit einer modernen Kunstszenne ins Gespräch, die sich nicht mehr zwangsläufig religiös, erst recht aber nicht mehr christlich bzw. kirchlich versteht.

Zwei Menschen dieser Stadt stehen in besonderer Weise inmitten dieses Dialogs von Kirche und Kunst. Zum einen der Kölner Erzbischof *Joachim Kardinal Meisner*, der nicht nur als Verwalter der Kunst- und Architekturschätze seiner Diözese, sondern auch als theologischer Deuter „moderner“ Kunst (etwa der bekannten Kreuzigungsinstallation Joseph Beuys) und Initiator von Kunstprojekten dieser Thematik nahe steht. Zum anderen der bekannte und weltweit gefragte „Kunstpater“ *Friedhelm Mennekes SJ*, der nicht nur durch zahlreiche Lehraufträge mit dem ständigen Vermittlungsprozeß zwischen Kunst und Theologie befaßt ist, sondern zugleich in der Kölner Kirche St. Peter eine „Kunst-Station“ eingerichtet hat, in der in Wechselausstellungen Kunst „von außen“ im Kirchenraum eine unvermutete Wirkungsstätte findet.

Beiden exponierten Vertretern des Themenfeldes „Kirche und Kunst“ hat der Dipl.-Theol. Thomas Meurer aus Münster im Gespräch nahezu dieselben Fragen vorgelegt. Auf diese Weise ist nachgerade ein Dyptichon entstanden, das zwei sehr unterschiedliche und dennoch aufeinander bezogene Meinungsbilder nebeneinander stellt, deren Synopse allererst die Komplexität der Problematik und die Breite der Diskussionsebene erahnen läßt. Dabei ist zugleich auch ein paradigmatisches Zeugnis der unterschiedlichen Akzente erwachsen, die das gegenwärtige theologische Gespräch innerhalb der Kirche überhaupt bestimmen.





Ulrike Rosenbach: „Or-phelia“, 1987. 3 Monitore, 3 Videobänder, Ton, Wasser.  
Installation in der Taufkapelle der Kölner Jesuitenkirche Sankt Peter 1989

Vorhergehende Seite: Winfried Muthesius 1989: „Wohin gehen wir?“  
Triptychon, Öl auf Holz, je 220 x 220 cm. Installation in der Kölner Kirche  
Sankt Peter 1990.

# Die Kunst ist die erste Schwester der Religion

Interview mit Joachim Kardinal Meisner

*Sie sind Kardinal in einer Stadt, die man durchaus als „Stadt der Kunst“ bezeichnen kann, die eine künstlerisch höchst bedeutsame und deshalb weltweit bekannte Domkirche in ihrer Mitte trägt – die Nachbarschaft von Dom und Wallraf-Richartz-Museum kommt sicher auch nicht von ungefähr. Wie bewerten Sie selber das Verhältnis von Kirche und Kunst?*

Die Kunst ist eigentlich die erste Tochter oder – wenn Sie so wollen – die erste Schwester der Religion. Man kann beide eigentlich nicht guten Gewissens voneinander trennen. Der Kultus, der Gottesdienst wirkt sich, wenn er richtig gefeiert wird, in der Kultur aus, hat also schon insofern etwas mit Kunst zu tun. Das Elend der Neuzeit besteht m. E. darin, daß man diesen Zusammenhang unterbrochen hat, daß man Kunst und Kultur getrennt hat. Wenn das so ist, dann entartet Kultur, sie hat dann nicht mehr den lebendigen Zusammenhang mit ihrer Wurzel, und der Kult erstarrt zum Ritualismus. Wir brauchen beides zusammen – das eine befruchtet das andere. Das hängt freilich immer auch mit der Grundstruktur des Christentums zusammen: Das Kreuz bringt ja bezeichnenderweise die Vertikalität und die Horizontalität zusammen. Da wird im Verhältnis von Kunst und Kultur das Christusdogma geradezu augenfällig: „Wahrer Gott und wahrer Mensch“! Gottesdienst und Kunst sind mithin zwei Seiten ein und derselben Medaille. Und darum meine ich, daß man nicht nur aufgrund seiner vielen Kirchen und Ortsheiligen, sondern auch hinsichtlich der Tatsache, daß das Heilige in der reichen künstlerischen Präsens dieser Stadt seine äußere Gestalt gefunden hat, vom „heiligen Köln“ sprechen kann.

*Vielfach wird ja im Verhältnis von Kirche und Kunst die Divergenz zwischen einer „kirchlichen Auftragskunst“ auf der einen und einer sozusagen „von außen“, also aus dem nicht unbedingt kirchlich gebundenen Milieu kommenden Kunst betont. Ist da für Sie ein Gegensatz spürbar?*

Ich halte es für eine Überheblichkeit mancher Künstler, wenn diese Arbeiten ihrer Kolleginnen und Kollegen als „kirchliche Auftragskunst“ abqualifizieren. Die große Kunst – etwa die Kunst der Antike – war immer „Auftragskunst“, war also immer Kunst, die dazu gedient hat, etwas Größeres herauszustellen. Im kirchlichen Bereich stand sie demnach auch immer im Dienste des „Deus semper major“. Darum besaß die Kunst in diesem Denkmuster noch die Chance, sich selbst zu transzendifzieren. Sie kreiste also nicht dauernd um sich selbst, wie dies heute sehr häufig der Fall ist. Ich bin darüber hinaus aber der Meinung, daß jede Kunst religiös ist – nicht unbedingt schon christlich, aber religiös. Das hängt letztlich mit der Schöpfungswirklichkeit zusammen: Die Welt ist ja nicht nur „Vorhanden-Sein“, sondern sie ist „Da-Sein“. Deshalb sagt ja die mittelalterliche Transzendentalienlehre ganz richtig: „Ens et unum et bonum et verum et pulchrum convertuntur“, d.h. das Sein und das Eine und

das Gute und das Wahre und das Schöne sind austauschbar. Wenn es mir also – um ein ganz einfaches Beispiel zu wählen – gelingt, die Idee, die Gott vom Spargel hat, an einer Spargelstange darzustellen, dann ist das immer schon etwas Religiöses, denn das Schöne und das Wahre und das Gute wechseln miteinander. Es muß nur wahr sein – das ist das entscheidende Kriterium. Insofern kann gute Kunst, die „von außen“ kommt, religiös sein. Aber da nicht jede „von außen“ kommende Kunst zwangsläufig christlich ist, kann man natürlich nicht jedes Bild über den Altar hängen und darunter Eucharistie feiern.

*Manche Kunsthistoriker vertreten ja nun die These, daß – spätestens seit der Reformationszeit – zum Bild immer auch das deutende Wort hinzutreten muß, weil sich das jeweilige Kunstwerk nicht mehr unmittelbar dem Betrachter erschließt. Wenn nun ein solches „von außen“ kommendes, nicht unbedingt christliches, aber doch religiöses Werk in einer Kirche hängt, wie würden Sie als Seelsorger damit umgehen?*

Ich halte es, offen gestanden, für einen unerlaubten methodischen Mißgriff, wenn ich in der bildenden Kunst eine Beschreibung brauche, um überhaupt etwas verstehen zu können. Wie beim Schriftsteller der Sinn aus seinen Worten herauslesbar sein muß, ohne daß ich ein Bild zur Erläuterung daneben abzudrucken gezwungen bin, so bleibt das Handwerkszeug des Künstlers gleichsam beschränkt auf den Pinsel oder den Meißel – er darf nicht zusätzlich noch gezwungen sein, zum Füllfederhalter greifen zu müssen, um seine Absichten zu erklären.

*Habe ich Sie richtig verstanden, daß Sie damit auch das deutende Wort der Predigt zu einem Kunstwerk in der Kirche als überflüssig ansehen würden?*

Nein, auf jeden Fall würde ich predigen, dazu regt das Kunstwerk ja geradezu an. Dennoch würde ich dafür votieren, daß ein Kunstwerk für den Betrachter unmittelbar einsichtig bleiben muß in seiner ersten Schicht. Freilich kann es darüber hinaus durchaus vielschichtig und ausdeutbar bleiben – wie das Wort des Evangeliums ja auch. Ich habe jetzt im August das erste Mal in meinem Leben in meiner Breslauer Heimat die heilige Eucharistie gefeiert – in der Kirche, in der ich immerhin die ersten neun Jahre meines Lebens jeden Sonntag zur Messe gegangen bin. Ich habe mich dann einmal dort in die Kirchenbank gesetzt und mich gefragt: „Welcher gelungenen Predigt erinnerst Du dich eigentlich noch?“ – Ich konnte mich an keine einzige erinnern! Aber ich hätte Ihnen jedes einzelne Bild mit geschlossenen Augen detailliert beschreiben können. D.h.: der Kirchenraum prägt tiefer und unauffälliger das Glaubensbewußtsein einer Gemeinde als das Wort der Verkündigung. Deswegen halte ich es auch für eine ungeheure seelsorgerische Verantwortung, einen Kirchenraum zu gestalten.

*Unmittelbare Einsichtigkeit – dieses Stichwort bringt mich auf den Aspekt der Sinnlichkeit der Kunst, manche sprechen sogar von der „Erotik der Kunst“. Ist Kunst im Bereich des Gotteshauses für Sie so etwas wie ein „erotisches Ereignis“?*

Das würde ich absolut nicht sagen. Erotik gehört in den Vorraum der Kirche, nicht in das Heiligtum selber. Aber wenn das Christentum seine Wurzel in Jesus als dem menschgewordenen Gottessohn hat, dann müssen fraglos auch alle Sinne des Menschen angesprochen werden bei der Verkündigung des Evangeliums. Ich habe den Glauben nicht nur kennengelernt über das Bild, wie ich Ihnen eben sagte, sondern auch über Nase und Gaumen. In meiner schlesischen Heimat gibt es zu ganz bestimmten Kirchenfesten ganz bestimmte Speisen – und zwar nur da. Und wenn ich das rieche, dann weiß ich schon: es ist Weihnachten. Insofern müssen die geistigen Gehalte auch immer sinnlich wahrnehmbar sein. Die Kirche ist ja deswegen auch Mysterium und Institution zugleich. Unserer törichten Zeit ist es vorbehalten gewesen, das zu trennen. Das Mysterium ist verlorengegangen und es bleibt ein ganz untheologischer Kirchenbegriff übrig. Da kommt man dann zu dieser Torheit, zu sagen: „Wir sind die Kirche!“. Da kann man nur sagen: „Wir sind ein verlorener Haufen!“ – wir sind überhaupt nicht die Kirche, sondern Kirche ist immer die Kirche Gottes. Das ist ein Genitivus possesivus! Wenn ich das nicht zusammenhalte, dann verkehrt sich alles. Dann wird Gott spiritualisiert und die Kirche materialisiert. Noch einmal: ich habe größte Bedenken, wenn etwas rein innerlich bleibt im Christentum. Es muß sich verleiblichen!

*Diese Perspektive würde ich gern auf den Gottesdienst hin ausziehen. Ein Schlagwort lautet: „Gottesdienst als Gesamtkunstwerk“. Tatsächlich gab es ja – denken Sie nur an das Programm der Familie Asam in der Barockzeit, im Kloster Weltenburg etwa – das Bestreben, die Kirche als Theater anzulegen, in dem mit jedem Meßopfer das Heilsereignis neu zur Aufführung kommt. Würden Sie Kunst in der Kirche heute noch auf ihren reflexiven Charakter auf die Eucharistie hin verpflichten?*

Der Gottesdienst ist ja eine Art Drama. Unsere heutige Not ist, daß viele Liturgien „Pastoralingenieure“ geworden sind, die das Bewußtsein dafür verloren haben, daß der Gottesdienst ein Kunstwerk ist, in das ich mich hineingeben muß. Ich mache den Gottesdienst nicht, ich gestalte ihn nicht, sondern wir treten hinzu. Gottesdienst geschieht schon längst bevor ich mich anschicke, Gottesdienst zu halten – nämlich in der himmlischen Liturgie. Insofern muß ich mich dieser Regie des himmlischen Gottesdienstes einfügen. Ich kann also nicht solche Gottesdienstmodelle zusammenbasteln, die letztlich nur noch ein theologisches oder pädagogisches Begriffsgeklapper darstellen. Der Gottesdienstraum braucht dann aber auch eine entsprechende Ausstattung, die dem gerecht wird, was dort gefeiert wird. Dazu muß freilich jede Zeit das Ihre tun, aber das Gotteshaus bleibt immer auch ein Abbild des himmlischen Jerusalems. Sie müssen sich einmal die Texte einer Kirchen- oder Altarweihe daraufhin anschauen, da wird dieser Akzent ganz deutlich betont. Für die katholische Theologie spielt also der Raum – ganz anders als in der protestantischen Theologie – eine ganz große Rolle. Ja, der Raum fügt sich sogar ein in den Kosmos,

bildet diesen zuweilen sogar ab oder bezieht diesen in seine Konzeption mit ein – wenn Sie etwa nur an die Konzeption des Doms zu Erfurt oder an die französischen Marienkathedralen der Gotik denken. Diese kosmische Dimension des Kirchenraumes ist uns ja leider gänzlich verlorengegangen. Aber da spüren Sie wieder, wie Theologie und Kunst einander befruchten, und Sie finden bestätigt, daß das Wahre immer auch das Schöne ist – man kann sie nicht voneinander trennen.

*Wenn Sie ein „Rezept“ zu geben hätten, wie eine Kirche heute konzipiert sein sollte – was würden Sie fordern?*

Das Gotteshaus müßte so angelegt sein, das es transparent wird auf die Herberge von Emmaus hin, wo ich auf den Straßen der Unsicherheit einkehren kann – wenigstens einmal in der Woche – und wo mir drei Dinge geschenkt werden: das offene Ohr für das Wort Gottes, das offene Auge für seine Gegenwart und das brennende Herz für seine Wirklichkeit. Und dann muß ich hinausgehen und das Erfahrene bezeugen. Ich würde darüberhinaus dafür Sorge tragen, daß die Kirche möglichst geostet ist. Dabei würde ich den Altar so anlegen, daß ich in zwei Richtungen zelebrieren könnte: versus crucem, mit der Gemeinde in der gleichen Richtung der aufgehenden Sonne gegenüber, aber auch die andere Form – damit das Christus-Pleroma also nicht vereinseitigt bleibt und sich bloß in der Gegenüberstellung erschöpft. Unbedingt würde ich dafür sorgen, daß der Tabernakel im Mittelpunkt bleibt und nicht an der Seite abgestellt wird. An der Seite würde ich die Kammer von Nazareth wissen wollen, also Maria, weil sie das Gedächtnis der Kirche ist, sie bewahrt und bewegt alles, was sie gehört hat, in ihrem Herzen. Sie ist Christi Testament. Um eine Gemeinde, die Maria im Gotteshause Raum gibt, brauche ich keine Angst zu haben – eine solche Gemeinde behält die Fülle des Glaubens.

*Jede Realisierung eines theologisch-künstlerischen Konzepts fordert freilich hohe finanzielle Einlagen. Nun gibt es ja nicht nur an Stammtischen die Kritik, die Kirche gäbe vielzuviel Geld für kostbare Kirchenausstattung aus, das doch an anderer Stelle viel hilfreicher anzulegen wäre. Darf ich dem, was Sie gesagt haben, entnehmen, daß es Ihnen nicht darauf ankäme, welchen Preis eine solche bauliche Umsetzung kosten würde?*

Sie bringen mich da auf die biblische Szene, in der der Herr im Hause der Maria von Bethanien weilt. Da gab es neben der verschwenderischen Maria ja auch den rechnerischen Judas, den Kassierer. Jesus ergreift Partei – und zwar eindeutig für Maria: „Die Armen habt ihr immer, aber mich habt ihr nicht immer“. Das bleibt eine biblische Norm für die Kirche: Maria gießt das *ganze* Salböl aus und der Duft des Salböls erfüllt das *ganze* Haus. Von dieser Geste des „Ganzen“ muß, glaube ich, auch jede Geste in der Kirche geprägt sein. Ich mache die Erfahrung, wenn ich auf Visitation bin: Wo am Gotteshaus gespart wird, da gibt es auch kein Geld für Arme, Kranke und Alte. Wo die Kirche reich ausgestattet ist – das soll nicht protzig sein! – aber, wo man sich den Schmuck des Gotteshauses etwas kosten läßt, da kommen auch nie die Bedürftigen zu kurz. Das ist eine merkwürdige Logik! Wissen Sie, Herr

Meurer, ich wollte der Mutter Theresa, als ich ihr 1980 in Berlin zum ersten Mal begegnet bin, gern etwas schenken. Da das DDR-Geld aber nicht konvertibel und insofern wertlos war, habe ich ihr meinen schönen Bischofsring geschenkt, den mir selber meine Heimatgemeinde geschenkt hat, mit einem wunderbaren Amethysten. Mutter Theresa hat ihn sich angeschaut und dann gesagt: „Den Stein bekommt der Herr in die Monstranz – und das Gold werden wir verkaufen und für die Kinder einsetzen. Denn“, so fügte sie damals noch an, „wenn der Herr zu kurz kommt, verhungern mir die Kinder“. Das ist eine ganz merkwürdige Dialektik, aber es ist wirklich so. Es wird manchmal natürlich unverantwortlich aus ideologischen Gründen mit Geld umgegangen, wenn etwa ein Pfarrer meint, er müsse aus einer Kirche alles das wieder herauswerfen, was sein Vorgänger dort eingerichtet hat. Darum, können Sie sich vorstellen, bin ich immer ganz froh, daß die Kirchenvorstände bei Renovierungsarbeiten mitreden müssen. Aber auch als Bischof hat man – offen gestanden – nicht immer das normative Gespür für Kunst, das muß immer wieder objektiviert werden. Ich kann zwar sagen, was mir auf Anhieb gefällt, aber ich kann nicht meinen Geschmack zur Norm für die mir anvertraute Diözese machen.

*Was ist denn der persönliche Kunstgeschmack des Menschen Joachim Meisner?*

Da kann ich mich eigentlich gar nicht festlegen. Wissen Sie, wirklich große Kunst kann mir in den verschiedensten Stilen begegnen – das erhebt mich, weil und solange es große Kunst ist, die eine innere Logik besitzt. Vielleicht ist das sogar ein Test, ob eine Darstellung gelungen ist, wenn man sofort einen inneren Zugang dazu hat.

*Es kann ja nun sein, daß Menschen eine Kirche betreten, nur um einen ganz bestimmten Künstler zu sehen, also gar nicht aus einem religiösen Motiv heraus, sondern eher als Kunsttouristen. Wie würden Sie selber, wie sollten Pfarrer mit solchen Kirchenbesuchern umgehen?*

In der Schrift steht: „Wenn die Menschen nicht mehr verkünden, werden die Steine schreien“ – und das ist m.E. eine Mission der Kunst, daß sie Zeugnis ablegt von dem, was sie abbildet. In Rußland hat sich ja bezeichnenderweise der Glaube weitgehend über die Ikonemuseen durchgehalten. Oder wenn ich an die ehemalige DDR denke, wo die Lehrerinnen und Lehrer mit ihren Schülern in die Museen gegangen sind und dort mehr oder weniger Religionsunterricht gegeben haben, wenn sie die Kinder gefragt haben: „Na, wer ist denn der, der da oben hängt, an diesem Kreuz da?“ – und dann mußten sie das ihren Schülern erklären. Wir müßten den Dom ja sonst zuschließen. Hier in Köln haben wir jetzt das „Dom-Forum“ eingerichtet. Dahinter stand die Überlegung: Wie können wir den vielen Dombesuchern eine Hilfe geben, daß sie die Dimension des Domes, seine künstlerische Konzeption erfassen können? Wenn Menschen, aus welchen Motiven auch immer, in unsere Kirchen kommen, dann ist das eine Einladung, mit dem Evangelium konfrontiert zu werden. Ich glaube, daß jeder, der den Dom besucht, besser herauskommen wird, als er hineingegangen ist, weil die Schönheit des Domes und das sich in ihr aussprechende Gute und Wahre ihre Wirkung auf den Betrachter haben – auch wenn er nicht gleich das Glaubensbekenntnis beim Pförtner abgibt.

# „Wie im Hause geschiedener Eltern ...“: Kunst und Kirche

Interview mit P. Friedhelm Mennekes SJ

*Friedhelm Mennekes – diesen Namen braucht man nicht lange vorzustellen. Sie sind sowohl in der theologischen als auch in der künstlerischen „Szene“ als „Kunst-Pater“, als Grenzgänger und Brückenbauer zwischen Kirche und Kunst bekannt. Wie würden Sie das Verhältnis von Kirche und Kunst heute charakterisieren?*

Das Verhältnis ist eigentlich gar keins. Kunst kommt in der Kirche nicht vor – bis auf wenige Ausnahmen – und Kirche kommt in der Kunst nicht vor – bis auf ganz wenige Ausnahmen. Die Kirche hat weithin den Sinn für Form und Ästhetik verloren. Und wenn ich jetzt sage „die Kirche“, dann meine ich zunächst einmal die „Diennerinnen“ und „Diener“ der Kirche. Wie diese denken und handeln, so tun es die Gemeinden. Nochmals: Kunst findet in der Kirche nicht statt – und dies schon seit einigen Jahrzehnten, wenn nicht sogar seit zweihundert Jahren. Die Kirche meidet geradezu die Kunst und nimmt Positionen ihr gegenüber ein, die jede Künstlerin und jeder Künstler nur als demütigend und unakzeptabel zurückweisen würden. Vielleicht findet deshalb auch „Kirche“ in der Kunst nicht statt. Wenn ich Gastprofessuren an Akademien für bildende Künste wahrnehme – in Amerika, Wien oder derzeit in Mainz – dann bekomme ich oft gesagt: „Reden Sie um Gottes willen nicht über Kirche und Kunst. Reden Sie ruhig über Kunst und Religion – aber lassen Sie die Kirche und Ihr Priesteramt außen vor!“. Das ist symptomatisch: die Trennung ist de facto vollzogen, es ist wie eine Begegnung von Kindern im Haus geschiedener Eltern – da gibt es bestimmte Tabuzonen, die man nicht berühren darf. Es hat wenig Sinn, hier Schuldzuweisungen vorzunehmen. Das Verhältnis ist einfach kein Verhältnis – man geht sich aus dem Weg.

*Wenn Sie von „der“ Kunst sprechen, dann habe ich den Eindruck, Sie haben den Teil der Kunst, den ich einmal vorsichtig „kirchliche Auftragskunst“ nennen würde, schon gänzlich verabschiedet.*

Schauen Sie, das ist ja keine Kunst. Das sind allenfalls kirchliche Gebrauchsgegenstände, nicht einmal mehr kirchliches Kunsthantwerk. Es entlarvt sich hier vielfach eine „Psychologie des kleinbürgerlichen Wohnzimmers“: Man hält keine leere Wand mehr aus und begreift nicht, daß Bilder Fragen stellen und sich verweigern können. „Kirche“ denkt „Kunst“ bedauerlicherweise immer im Programm, im Motiv, im Wiedererkennbaren, auch in Anbindung an bestimmte vorgegebene Traditionen. Kein Künstler von Rang würde sich darauf einlassen – es sei denn, er wolle sich anpasserisch dumm und duselig verdienen, aber dadurch sein Freiheitspathos aufgeben. Das „Kreuz“ ist abgelaufen, die christliche Ikonographie ist am Ende. Kunst ist heute ganz anderswo – und wenn man Kunst will, dann muß man sie so

nehmen, wie sie sich selber versteht. Und dann ist sie – wie viele Ausstellungen belegen – ungeheuer spirituell, aufregend geistlich, voll von einem tiefen Pathos des Ausstreckens nach dem Ungreifbaren. Das ist ja auch die Urfaszination des Künstlers, nehmen Sie Matisse, Klee, Cézanne, wen immer Sie wollen: durch Oberflächen hindurchgreifen – das ist es, was eigentlich Kunst ausmacht und nicht irgendein Auftrag für anderthalb Millionen Mark, von dem man – wie hier in Köln „Sankt Aposteln“ – sowieso weiß, daß er in einer Generation wieder verschwindet.

*Die Kunst, die nicht im Programm, im Motiv, in der Wiedererkennbarkeit denkt, ist ja aber nun für den Betrachter alles andere als leicht zugänglich. Manche Kunsthistoriker halten sogar dafür, daß Kunst schon seit der Reformationszeit nicht mehr ohne das deutende Wort zugänglich sei. Wie verträgt sich für Sie der „Verkündigungsaufrag“ der Kunst mit ihrer schweren Verstehbarkeit?*

Einen „Verkündigungsaufrag“ hat die Kunst nicht. Den haben allein die Menschen in den Gemeinden. Darum scheint es mir wichtig, daß man die Kunst in unserer Zeit zu relativieren weiß. Sie muß nicht mehr den Stellenwert haben, den sie lange Zeit hatte. In den Kathedralen etwa hatte Kunst einen totalen Zuständigkeitsbereich – das ist heute nicht mehr der Fall. Heute stehen die Neigungen des Subjekts mehr im Vordergrund und nicht alle Menschen sind optische Menschen, manche sind akustisch, andere leben vom Erzählen, vom Tanzen, von Filmen, was weiß ich – jeder hat eben seine Vorlieben. Das Bild ist vor diesem Hintergrund entlastet worden, es muß nicht mehr alle ansprechen, sondern eben nur einige. Es spricht ja auch nicht jede Musik jeden an. Familien können davon ein Lied singen: es gibt da eben den Musikgeschmack der Kinder neben dem Musikgeschmack der Großmutter. Bilder kann man haben und kann mit Ihnen umgehen, auch wenn man sie nicht versteht, so wie jede gute Mutter und jeder gute Vater akzeptieren muß, daß ihr Kind diesen oder jenen Musikgeschmack hat, der zumeist nicht ihr eigener ist. „Toleranz“ ist also das Stichwort, wenn Sie fragen, wie man mit vermeintlich schwer zugänglicher Kunst umgehen soll. Indem man also Bilder, die nicht mein persönlicher Geschmack sind, toleriert und sagt: „Anderen sind sie wichtig, also lasse ich sie ihnen“. Fremdes und mir Fernliegendes stehen lassen können – das ist mein Grundkonzept im Umgang mit der Kunst. Jemand, der sich mit Kunst schwer tut, sollte versuchen, sie zu lassen, sie nicht zu censurieren und zu verbieten – alles andere wird sich einstellen. Bilder, das spüre ich immer wieder, brauchen Zeit und bedürfen der Zeit unbedachter Zuwendung, ohne daß man sofort über sie „babbelt“. Und dann gibt es auch Phasen der Eröffnung und späterhin auch Phasen, wo man etwas dazu sprechen, schreiben oder lesen kann. Das Deuten steht immer in der Gefahr, eine Hommage an die Monopolstellung des Wortes zu sein. Ein Bild hat aber ja gerade die Funktion, dieses Wortmonopol zu brechen.

*Nun haben Sie hier in Köln fraglos eine sehr privilegierte Situation, ein sehr ausgewähltes Publikum. Läßt sich ein solches Konzept „Kirche als Kunst-Station“ so ohne weiteres auf andere Gemeinden übertragen?*

Es ist immer sehr schwierig, im vorhinein zu sagen, was sich wirklich übertragen läßt. Sie haben recht: Ich genieße hier ein gewisses Privileg. St. Peter ist eine City-Kirche, die Besucher kommen Auswahlweise sogar von weit her, die Gemeinde selber ist sehr klein und aufgeschlossen. Aber Sie dürfen nicht vergessen: Ich war zuvor sowohl in extremer Jugendarbeit als auch in Arbeitergemeinden tätig und bringe auch diese Erfahrungen mit. Aufgrund dessen kann ich wohl sagen: Das Entscheidende ist eigentlich immer, daß einzelne gepackt werden. Ich wurde eines Tages – ich war damals schon 39 Jahre alt – von der Kunst gepackt, habe sie entdeckt. Damals habe ich gelernt: Bilder sind in erster Linie dazu da, das Bewußtsein und die Kommunikation der Zeit zu weiten – zunächst beim einzelnen und über diesen dann vielleicht sogar bei einer größeren Gruppe.

*Kommunikation zu weiten oder überhaupt erst zu ermöglichen – das ist ja auch schon eine religiöse, pastorale Dimension. Welche Dimensionen hat Kunst darüber hinaus noch für Sie im theologischen Rahmen?*

Bilder haben für mich sehr viel mit der inkarnatorischen Struktur des Glaubens zu tun. Wir glauben ja einen Gott, dessen Wesen Eingreifen ist. Unser Gott ist nicht ein Gott, der irgendwann wie so ein Knall kommt, sondern er kommt wirklich in meine Gefühle, in meine Trauer, meine Tränen, meine Depression, und er kommt in Gestalt von Menschen. Unser Gott ist ein Gott, der begegnet, weil er sich auf einzelne Menschen einläßt. Und dieses „Einlassen“ ist ein Wesenzug der Kunst wie des katholischen Bewußtseins gleichermaßen. Praktischer Glaube ist immer und zugleich sinnlicher Glaube. Das Bild ist ebenfalls immer sinnlich: Es hat Farbe, es berührt mich, es erregt Schrecken oder Gefallen, Begeisterung gar. Insofern ist die Kunst die ständige Gegenwärtigsetzung des inkarnatorischen Prinzips. Alfred Hrdlicka hat mir einmal gesagt: „Nimm aus der katholischen Kirche die Bilder weg, fällt alles zusammen, bleibt nichts mehr übrig“ – ich habe ihm nicht widersprochen.

*Und der Gottesdienst? Ist der für Sie dann auch eine Art „Gesamtkunstwerk“?*

Ja, sicher! Schauen Sie, der Gottesdienst ist eigentlich etwas, wohin mich die Kunst erst gebracht hat. Ich bin ein Jesuit, d.h. ich bin in liturgischen Formen ungebildet. Zwar kann ich andächtig meine Stille Messe in der Ecke feiern, das habe ich gelernt, aber ich habe nie gelernt, wie man Pfarrer ist, wie man gruppendifnamisch vernünftig einen Gottesdienst feiert. Durch das, was mir die Kunst oder die Künstler beigebracht haben, habe ich später „Nachhilfe“ in Gottesdienstfragen bekommen. Hat man erst einmal einen Grundbezug zur Form gefunden, bekommt man das Gespür dafür, daß Kirche ein Raum ist, daß es Menschen sind, die sich dort versammeln, moderne, junge Menschen – und ich habe nun die Aufgabe, das, was mir von den „Alten“ als Erbe und Schatz gegeben ist, aufzutischen. Wie eine Mutter, die die

guten alten Rezepte auftischt – man lechzt geradezu danach, weil man weiß, daß man es so nur bei ihr bekommt. So möchte ich Liturgie machen! Wenn ich einen richtigen Gottesdienst feiern will, helfen mir nur die „alten Rezepte“, weil ein Gottesdienst wie ein schönes Auto gepflegt sein will, es will geputzt und hin und wieder bewegt werden. Ich brauche also gar nichts Neues, im Gegenteil: ich studiere alte Liturgiebücher und überlege, was ich da alles neu entdecken kann. Bei den Taufritualen beispielsweise: da sehe ich etwa, wie man den Kontakt mit dem Wasser sinnlich erfahrbar macht. Es ist halt die Frage, ob ich etwas in der Liturgie ganz steril, nur um einer gewissen Rubrik Gentige zu tun, geschehen lasse, oder ob ich es wirklich erfahrbar und sinnhaft werden lasse. Oder nehmen Sie den Segen. Ein Segen muß eine große Geste bleiben, er darf nicht untergehen in der sakralen Verklemmtheit, in der wir nicht einmal mehr richtig die Arme öffnen können. Ein Segen muß geradezu in der ganzen Verzweiflung und Sehnsucht vom Himmel herunter erzwungen werden. Aber das kann man nur erleben, wenn die Geste es auch erlebbar werden läßt. Liturgie ist für mich deshalb zunächst einmal Pflege „alter“ Liturgie.

*Nun gibt es ja Kritiker, die sagen: „Dem Mennekes ist nichts mehr heilig!“ – Gibt es Grenzen für Friedhelm Mennekes?*

Natürlich gibt es Grenzen für mich. Grenzen der Bilder beispielsweise. Ich bin ein Zensor – das ist gar keine Frage. Andererseits gibt es da bei mir große spielerische Neigungen. Aber was heißt eigentlich „heilig“ bzw. „nicht heilig“? Das Heilige ist sicherlich das Entscheidende, aber „heilig“ ist ja nicht das, was ich aufgrund irgendeiner Rubrik als heilig erkläre. Die Grundfrage ist doch: „Was ist heilig und was ist heute als heilig zu vermitteln?“. Natürlich mag es sein, daß ich hier und da die Form nicht wahre, weil ich ihrer nicht sicher bin. Insofern gibts bei mir natürlich immer sehr viele Möglichkeiten, wo mich jemand überführen kann.

*Ich würde gerne noch deutlicher auf den Kirchenraum zu sprechen kommen. Wenn Sie Leitlinien für die Gestaltung eines Kirchenraumes zu entwerfen hätten, welche würden Sie vorschlagen?*

Ich glaube, ein Kirchenraum muß zunächst eine klare Mitte haben und diese Mitte ist der Altar – und nur der Altar! D.h. bei mir wird es nie Pulte oder Kanzeln geben. Ich halte es für einen großen Unsinn, das Wort neben das Sakrament stellen zu wollen. Nein, das Wort muß dem Sakrament untergeordnet sein, ihm allenfalls dienen. Deswegen bin ich für den heiligen Ort – und ein heiliger Ort ist immer ein einziger Ort. Ich kann keine Kirche mit zwei Zentren bauen. Dieses Zentrum muß sinnlich erfahrbar sein, es kann gotisch sein, romanisch, barock, ganz modern – wie Sie wollen. Aber dieser Ort muß Zentrum sein, d.h. alles andere muß heraus. Ich erlaube beispielsweise keine Sedilien. Ein Kreuz sollte dem Altar zugeordnet sein, aber muß es deswegen fest installiert sein? Kann es nicht vom Altardienst herbeigebracht und wieder mit fortgenommen werden? Da bin ich rigoros: der Altar muß Zentrum sein – und sollte auch nicht mit diesem ganzen Gefummel des katholischen Unterholzes

wie Kerzen, Blumen, Mikrophon, etc. vollgestellt sein, denn schon eine Kerze zerstört den Altar als optische Erscheinung. Der Altar sei ein Block oder ein Tisch – damit ist seine Rolle aufgeklärt. Der Altar ist übrigens als Zentralsymbol älter als das Kreuz. Nun gibt es freilich einige Accessoires: hier und da ein Bild, ein Fenster, andere Orte bisweilen auch, wie die Tabernakel- oder die Taufzone.

*Das klingt so, als könne man einer solchen Einrichtung auch nicht – wie dies ja gern getan wird – den enorm hohen Kostenfaktor entgegenhalten. Wie stehen Sie zur Kostenproblematik?*

Kunst und Geld sind Zusammenhänge, die man nicht einseitig denken darf. Kunst ist da, sie kostet nicht unbedingt immer Geld. Eine anständige Einrichtung, um Installationen und Wechselausstellungen zu ermöglichen, ist sehr viel sinnvoller und zahlt sich auf Dauer sehr viel mehr aus, als ein Kunstwerk zu kaufen. Die Kirche sollte möglichst keine Bilder mehr kaufen – wir haben viel zu viel! Kirche sollte Orte schaffen, wo man der Kunst begegnen kann. Das kann natürlich Geld kosten, wie auch ein schöner Altar oder eine Kirche insgesamt Geld kostet. Man darf aber nie hingehen und das eine gegen das andere ausspielen. Ich habe immer dann die größeren Kollekten für Sozialdienste bekommen, wenn ich andere Anschaffungen (eine Orgel etwa) zu tätigen hatte. Das sind Dinge, die sich gegenseitig fördern. Kunst ist kein Luxus – das muß man wissen – Kunst ist lebensnotwendig, sie ist – das ist mir ganz wichtig – die Form des Glaubens.

*Das bringt mich auf eine abschließende Frage: Wo sehen Sie in einer derart wirtschaftlich orientierten Zeit wie der unseren überhaupt noch die Chance, die Rolle, den Sinn der Kunst?*

Aus meiner Erfahrung kann ich Ihnen da nur sagen: Kunst verändert. Sie hat mich verändert, auf den Kopf gestellt. Das Schöne ist: mich hat sie nie zum Revoltierer gemacht. Die Kunst hat mich eigentlich eher die Kunst des Lebens gelehrt, die Kunst, meine Kirche zu lieben. Kunst hat mich gelehrt, den Glauben wie einen großen Schatz zu behandeln. Wir unterscheiden in der Theologie ja zwischen „fides qua“ und „fides quae“. Die Kunst hat mich dadurch, daß sie den Akzent sehr stark auf ihren Ereignischarakter, auf den Aspekt des „Kunst-Kreierens“ legt, dazu gebracht, die „fides qua“ zu kultivieren. Ich interessiere mich nicht groß für die Inhalte. Inhalte „hat“ man, wie man viele Bilder „hat“. Viel wichtiger ist, wie ich mit dem Ereignis „Kunst“ umgehe. Die Kunst lehrt mich zutiefst, was Glaube ist: Glaube heißt umkehren (metanoia), Glaube heißt – wenn auch mißverständlich – büßen, sich immer neu durchwühlen, in den Abgründen des Lebens das Positive zu denken. Zu diesem freien und kreativen Umgang regt die Kunst mich an. Wir brauchen die Kunst und den Hunger nach Bildern, weil dies letztlich ein Hunger nach Kultur ist – auch nach einer neuen Kultur des Glaubens.